

Die schönsten Bücher in einem Band

Ernst Weiß

Arzt und Mörder
und fünf weitere Romane

**Der arme Verschwender
Boëtius von Orlamünde**

Der Verführer

Der Gefängnisarzt

Franziska und Georg Letham


andersseitig.de

Ernst Weiß

Arzt und Mörder

und fünf weitere Romane

Der arme Verschwender

Boëtius von Orlamünde

Der Verführer

Der Gefängnisarzt

Franziska und Georg Letham

Impressum

Digitalisierung: Gunter Pirntke

Bearbeitung / Covergestaltung: Johannes Krüger

Herausgeber: Verlag Gunter Pirntke

ISBN: 9783955016845

2014 andersseitig.de

andersseitig Verlag
Dresden
www.andersseitig.de

info@new-ebooks.de
(mehr unter Impressum-Kontakt)

Der arme Verschwender

Für Stefan Zweig

Erstes Kapitel

1

Das Schreiben war immer eine verbotene Freude für mich. Mein Vater liebte es bei mir nicht. Aber er konnte mich nie so scharf überwachen, daß er es ganz hätte verhindern können. Er ist ein berühmter Augenarzt, seine Zeit gehört ihm nicht. Wir, meine Mutter und ich (meine Schwester kam erst fünfzehn Jahre nach mir auf die Welt), sahen ihn immer nur auf kurze Zeit, die sechs Wochen des Sommerurlaubs ausgenommen, die wir fast Jahr für Jahr auf dem kleinen Besitz Puschberg in Tirol verbrachten.

Ich erinnere mich noch, es war in meinem Geburtsort, einer Stadt des alten Kaiserreiches Österreich-Ungarn, wo mich eines Spätnachmittags im Juni die Lust zu schreiben übermannte. Ich hatte heimlich aus der Bibliothek meines Vaters ein Buch über Augenheilkunde genommen – mein Vater war damals Dozent der Augenheilkunde – und hatte es durchgeblättert, ohne es zu verstehen, ich hatte die bunten Abbildungen angestaunt, ohne sie zu begreifen. Wie sollte ich dies auch, eine Junge von elf oder zwölf Jahren? Plötzlich fiel mein Blick auf eine kleingedruckte Stelle am unteren Rande einer linken Seite, es war *unser* Name, der Name meines Vaters, ohne Angabe seines Titels, einfach Maximilian K. Ich erschrak, und zu gleicher Zeit überkam es mich mit einem wunderbaren Entzücken, zitternd beugte ich mich über die Stelle und las sie mir halblaut vier- bis fünfmal vor, dann legte ich, damit der Wind nicht das Blatt umschlage – das Fenster war offen, und ein mächtiger Südwind wehte –, mein lateinisches Taschenlexikon quer über die merkwürdigste aller Seiten, riß aus meinem Mathematikheft ein Blatt, und zwar das letzte, heraus und

begann schnell den ganzen Absatz mit allen mir unverständlichen Fremdwörtern abzuschreiben, bei besonders schwierigen Wortbildungen an der Spitze des Federhalters ungeduldig knabbernd.

Es war ruhig, meine Mutter war bei der Schneiderin für die Ferientoiletten, aus dem unteren Stockwerk, wo mein Vater täglich zwischen drei und halb fünf (oft wurde es aber halb sieben, sogar acht) ordinierte, kam kein Geräusch. Kein Klirren von Instrumenten, kein Raunen, kein dumpfes, unterdrücktes Jammern, wie ich es manchmal heimlich beim verbotenen Lauschen hinter den Türen unten vernommen hatte. Nur selten hörte ich den Stock eines Augenkranken scharf und hell über die Stufen der Treppe zum ersten Stockwerk klappern, denn der samtartige Treppenbelag begann auf ausdrücklichen Wunsch meines Vaters erst auf der Treppe, welche von der Ordination zu unserer Wohnung führte und welche die Patienten daher nie benutzten.

Ich war so in meine Arbeit vertieft und so glücklich dabei, daß ich nicht merkte, wie sich die Tür auftat und mein Vater leise eintrat. Er stand vielleicht schon einige Sekunden hinter meiner Schulter, bevor er mir das Blatt unter der Feder wegzog, so sachte und so energisch zugleich, daß ich mit meiner Feder noch einen langen Schnörkelzug tat.

Jetzt schrak ich auf und sah ihn, mit seinem spöttischen Lächeln, das weder Gutes noch Böses versprach. Um seine schöne, hohe, damals vollkommen faltenlose Stirn sah ich eine rote, drei Finger breite Spur, ich wußte, daß dies die Spur eines Apparates war, den er mit einem festen Band bei seiner Arbeit um den Kopf geschnallt trug. Mein Vater ist ein starker, breitschultriger, hochgewachsener Mann. Dunkelblonder Bart, etwas helleres, reiches, sorgfältig in der Mitte gescheiteltes Haar. Er spricht nicht viel. Er lächelt zwar oft, aber ich bin lange die Angst vor ihm nicht losgeworden, obwohl ich mich nicht erinnern kann, daß er mich körperlich gestraft hätte - ganz im Gegensatz zu meiner Mutter. Aber

meine Liebe war meist noch stärker als meine Angst, und ich hatte nie das Gefühl des Verlassenseins, wie es einzige Kinder oft haben, und das sie oft zu einer Art Größenwahn treibt.

Auch jetzt sagte er nichts. Er las zuerst die Seite durch, ohne ein Zeichen des Staunens zu geben. Dann fragte er, woher ich das Blatt genommen habe. Ich stammelte etwas vor mich hin, der mächtige Südwind kam eben durch das offene Fenster mit dem Rauschen der dicht bebuschten Bäume, der Vater schloß das Fenster, faßte mich an der Schulter und sah mich fragend an. Seine Augen sind nicht groß. Sie sind von einem frischen, grünlichen Blau, und sie haben es an sich, daß sie das nicht mehr loslassen, was sie einmal erfaßt haben. ›Nun?‹ fragte er noch einmal. ›Gekauft‹, sagte ich, und dann über meine wahrhaft unbeschreiblich dumme Lüge errötend und am ganzen Körper in Schweiß ausbrechend, wiederholte ich noch einmal: ›wirklich! gekauft‹, während ich merkte, daß er schon seine Lippen geöffnet hatte, um etwas zu sagen.

Aber er sagte nichts mehr, er nickte nur. Er hatte natürlich sofort gemerkt, daß das Blatt aus dem neuen Mathematikheft ausgerissen war, und zu allem Ungemach noch dazu so ungeschickt, daß auch das erste Blatt des Heftes mit meiner ›Hausaufgabe‹ (und den dazu gehörigen Zeichnungen der Dreiecke mit eingeschriebenem und umschriebenem Kreise) aus dem Hefte herausfiel, kaum daß mein Vater nur leise daran zupfte. Er faßte jetzt das ganze Heft zwischen seine schneeweißen, zarten und dabei außerordentlich kräftigen Finger mit den kurzgeschnittenen, mandelförmigen rosigen Nägeln (ich habe nie vorher und nie nachher eine solche Hand gesehen) -, dann aber nahm er die zwei Blätter, legte sie vorsichtig wieder in das Heft zurück, das Blatt mit der Aufgabe an den Anfang und das Blatt mit der ›kleingedruckten‹ Notiz an den Schluß. Ein anderer Vater hätte mich vielleicht gestraft, ein anderer mir

wenigstens eine Standpredigt gehalten. Hier nichts. Er nahm nicht einmal sein Lehrbuch der Augenheilkunde mit sich, als er das Kinderzimmer wieder verließ.

Ich weiß nicht, wie er es zustande brachte, aber er hatte mir vorläufig den Spaß am Kritzeln abgewöhnt, und doch liebte ich das Schreiben über alles, bis zum herben Geruch der Tinte und dem beruhigenden Streichen der Feder über das Papier. Bis dahin hatte ich öfter die Gelegenheit benützt, wenn er und der Diener abwesend waren, um in der Bibliothek mir medizinische Bücher zu verschaffen. Welchen Sohn eines Arztes hätte das Geheimnis nicht gelockt? Von nun an hielt ich mich (eine Zeitlang nur, ich gestehe es) an das stumme und gerade deshalb so wirksame Verbot, weil ich fühlte, mein Vater habe mir nur deshalb keine Vorwürfe gemacht, weil er wußte, daß ich ihn auch ohne diese ganz genau verstand. Er nahm mich ernst, und er vertraute mir immer wieder. Manchmal hätte ich ihm – wie soll ich es nennen? – widerstreben mögen. Ich hätte meiner Mutter mehr beistehen können. Ich konnte es nicht.

Ich war kein musterhafter Sohn, auch kein musterhafter Schüler. Ich war nicht immer sehr verträglich, und da wir in der Schule verschiedene »Banden« mit verschiedenen Führern hatten und ich natürlich auch einer der Führer war, kam es oft zu Prügeleien, zu Siegen und zu Niederlagen, die ich nicht ruhig hinnehmen konnte, besonders wenn ich sah, daß der letzte Sieger, den wir in unserer Sprache »Imperator« nannten, sich gegen kleine, schwächliche oder »zurückgebliebene« Kameraden etwas herausnahm. So war der ewigen Kämpfe kein Ende, zum Glück, denn das Raufen macht Spaß, versteht sich.

Was ich aber später nicht mehr verstand, war, daß ich es mit dem Eigentumsbegriff nicht immer sehr streng nahm. Oft genug hatte ich Sachen von mir fortgegeben, und das ließ sich entschuldigen, obwohl mir zu Hause immer eingeprägt wurde, daß alles, was ich hatte, nicht mir

persönlich, sondern ›uns‹ gehörte. Schlimmer war es, daß ich mir Sachen aneignete, von denen ich ganz genau wußte, daß sie mir nicht gehörten. Schulutensilien, besonders schöne Federhalter, dicke Gummis etc. haben mich immer gereizt, ein geschnitzter Federhalter mit der Stadt Gablonz im Griff eingelassen, war mein Traum. Ich nahm sie, hatte sie, und stellte sie meist, unbemerkt, wie ich dachte, den alten Eigentümern wieder zurück, denn sie auf ewige Zeiten zu besitzen, galt mir nichts. Auch das konnte man noch entschuldigen. Aber unverzeihlich in den Augen meiner Mitschüler war es, daß ich mir öfter Sachen von sehr armen Jungen aneignete und daß es mir ein höllisches Vergnügen machte, zu sehen, wie sie ihr Eigentum ›über und unter der Erde‹, will heißen Schulbank, suchten. Was dachte ich mir wohl dabei, wenn ich ihnen mit einer falsch großmütigen Geste nach kurzer Zeit ihr Eigentum zum Geschenk, ›zum Present‹ machte? Ich dachte, sie würden sich ungeheuer freuen. Statt dessen fielen bei einer solchen Gelegenheit die Kameraden aus verschiedenen Heerlagern über mich her. Jeder für sich war im Vergleich zu mir kein Held, glaubte ich, und ich stellte mich lachend dem Kampf, aber es war kein Zweikampf wie gewohnt, sondern sie stürzten insgesamt, ohne abzuwarten, sich über mich, und alle zusammen bekamen sie leider schnell die ›Überhand‹, wie wir es nannten. Ich lag bald da, mit dem Rücken nach unten, die Lippen zusammengekrampft, aber mit allen Gliedern schnelle, furchtbare Stöße austeilend, ohne doch gegen die Übermacht aufkommen zu können. Vielleicht hätte ich mich, als ein ungewöhnlich starker Junge, ihrer doch erwehrt, wenn nicht ein besonders kleiner, mißgestalteter, schielender Knabe meinen Kopf von rückwärts gefaßt hätte, um ihn gegen den Fußboden zu stoßen.

Aber mein dichter Haarbusch hatte den Schlag zu meinem Glück abgeschwächt. Ich war über die gemeine Kampfart so empört, daß ich in meiner Wut – jetzt war ich wütend

geworden, und in meinem Jähzorn kannte ich mich nicht mehr – mich aufbäumte und gegen meine Gegner ansprang. Aber sie waren klüger als ich, voller List stellten sie mir Fallen, einer ›drehte mir das Füßel‹, ich lag zum zweitenmal da, und diesmal fielen alle mit doppelter Kraft über mich her, die Schwächlinge und Zurückgebliebenen besonders, diejenigen, die ich großmütig beschützt, und die anderen, die ich, nicht minder großmütig, mit ihrem Eigentum beschenkt hatte, wenn ich ihnen keine anderen Geschenke hatte machen können. Unter allen war es der Schielende, der sich besonders boshaft an mir verging. Ich sage nicht wie. Mein Jähzorn war so schnell, wie er gekommen war, auch schon vorbei, ich sah sogar mein Unrecht ein, ich spürte die Schläge und Püffe nicht mehr, wohl aber meine eigene Schande, und in meiner Not begann ich laut zu beten.

Ob ernst, ob nicht (aber es war ernst, denn ich ›glaubte‹, aus ganzem Herzen) – meine Kameraden höhnten nur noch mehr, der Schielende kopierte meine Worte, und zu spät verschloß ich meine Lippen, als ich merkte, daß ich gegen unsere ›Ehre‹ verstoßen und den Beistand eines Dritten, des lieben Gottes, angerufen hatte. Ich ließ mir sogar Ohrfeigen versetzen, ich schlug, so verstört war ich, nicht ordentlich zurück. Ich schützte nur mein Gesicht.

Dann ließ ich die Hände von meinem Gesicht gleiten. Ich streckte die Arme aus.

Das galt allgemein als Zeichen, daß ich meine Niederlage anerkenne, und fast alle zogen sich lachend und mit den Füßen aufstampfend und dann mit den Büchern auf die Pultdeckel trommelnd, in ihre Schulbänke zurück und ließen mich am Fuße des Katheders liegen. Nur der Schielende wollte nicht von mir lassen und trat nach meiner Hand, die zusammengekrampft auf dem Fußboden dalag und die ich, auf solche Niedertracht nicht gefaßt, zu spät fortzog. Von draußen vernahm man die Schritte des Klassenvorstands –

auf dem hallenden, mit Steinplatten belegten Korridor hörte man sie ziemlich lange voraus. Es war höchste Zeit für uns beide, meinen stillen Feind (er mußte mich schon lange gehaßt haben, wie eben solche armen Kreaturen hassen) und mich.

Aber auch bei mir war die Zeit des stummen Leidens vorbei. ›Warte nur, du, ich komme dir mit dem Spiegel!‹ zischte ich ihm zu und stand wieder aufrecht da, wenn auch noch etwas schwankend.

Obwohl mein Vater niemals mit uns über ärztliche Sachen sprach und obwohl auch aus dem Faktotum Lukas, seinem Diener, nie etwas über die Kunst meines Vaters herauszubringen war, so hatte ich doch etwas von einem Spiegel aufgeschnappt – es war ja ein runder Spiegel, den mein Vater an dem breiten, tief schwarzen Band um den Kopf geschnallt trug –, und ich hatte jetzt, ohne es zu wissen, die empfindlichste Stelle des Schielenden getroffen. Ich hätte vielleicht schweigen sollen, denn ich sah, wie er erblaßte und wie er weit vor mir in die Gasse zwischen den beiden Bankreihen zurückwich, sich mir aber doch wieder näherte, um meine ganz staubig gewordenen, dunkelblauen langen Beinkleider abzuputzen und den Kragen der Matrosenbluse, der zusammengeknäuelte war, glattzustreichen. Und während ich seine Hand an meinem Rücken entlangstreichen fühlte, hörte ich ihn leise mit den unter uns üblichen Worten um Verzeihung bitten: Abbitteabbitte! Aber als die Tür sich öffnete und der Klassenvorstand würdevoll eintrat, konnte ich mich nicht erwehren, ihm zuzuflüstern: ›Ja, mit dem schwarzen Augenspiegel komme ich, der meinem Vater gehört, und du wirst ganz blind, Schengler, du.‹

Schengeln oder scheangeln heißt in dem Dialekt der Stadt, in der wir wohnten, schielen. Er schüttelte in seinem großen Entsetzen bloß stumm den Kopf, er schlich in seine Bank, die letzte, die an der Wand, unter der Länderkarte, und sooft

ich ihn ansah, schüttelte er flehend den Kopf unter den Flüssen und Gebirgen der österreichisch-ungarischen Monarchie und verzehrte mich mit seinen Augen, die mehr schielten denn je.

Ich konnte ihm nicht böse sein. Zwar merkte ich, wie sich an meinem Hinterkopf eine große Beule bildete und mir das Haar strack abstand und daß schon die leiseste Berührung schauerlich schmerzte, aber ich wollte alles wieder gutmachen. Ich nickte versöhnlich, wenn er den Kopf verzweifelt schüttelte, und als ich merkte, daß er diese Sprache nicht verstand, schickte ich ihm ein ›Klassentelegramm‹ folgenden Inhalts: ›Abbitteabbitte. Ich operiere Dich, und Du wirst sehen wie Perikles! Imperator.‹

Ich war zwar damals keineswegs Imperator, und auch mein Anerbieten, ihn zu operieren und ihn sehend zu machen wie Perikles (warum Perikles?), konnte nicht einmal ich ernst nehmen, denn ich wußte, daß er auch ohne mich sah. Aber er war beruhigt und schrieb zurück, ein kleines Blatt Papier in der Form einer Zigarette zusammenfaltend und in die Höhlung das Geschenk einer neuen Schreibfeder einlegend (vielleicht deshalb eine Feder, weil er wußte, wie gern ich mit einer neuen Feder schrieb): ›Dem Imperator dankt Perikles.‹

Aus dieser Erinnerung, die in mein zwölftes oder dreizehntes Lebensjahr zurückgeht, ziehe ich den Schluß, daß ich schon als Kind fest daran geglaubt habe, daß ich einmal Arzt wie mein Vater werden würde, daß ich glückliche Operationen und zauberhafte Kunststücke mit Spiegeln an unvollkommenen Augen vornehmen würde und daß es mir nicht an dem Endsieg fehlen könne, wie meine Unterschrift ›Imperator‹ beweist.

2

Wir, meine Mutter und ich, kannten nicht genau den Wert des Geldes. Mein Vater ließ es uns oft genug merken,

meiner Mutter machte er zarte Andeutungen, die sie aber mit Absicht überhörte, und wenn mein Vater in bezug auf die Toilettenausgaben deutlicher wurde, so wandte sie ein, daß diese nur gering seien, daß sie unter einer seidenen Steppdecke bei ihrer Familie großgezogen worden sei und daß sie sich standesgemäß kleiden müsse. ›Und dann will ich euch doch auch gefallen‹, sagte sie, sah meinen Vater und mich an, und ihr etwas unregelmäßiges Gesicht wurde durch ein schelmisches Lächeln geradezu wunderbar schön. Nicht, daß ich sie nicht immer für schön gehalten hätte. Mehr als das, sie war für mich etwas so Einzigartiges, daß man nichts mit ihr hätte auch nur entfernt vergleichen können. Alle jungen Mädchen, die ich sah, waren anders als sie und interessierten mich daher nicht.

Aber, wen ich am meisten liebte, und zwar abgöttisch, war und blieb mein Vater, und ich hätte alles dafür gegeben, ihm eine Freude bereiten zu können. Sonderbarerweise träumte ich sogar davon, ihm zu verzeihen. Es war ein verrückter Traum. Denn wie hätte ich dazu kommen sollen, einem Mann wie ihm, dessen Rockschoße manchmal fremde Patienten (er nannte sie unter uns die Pilgerim, weil sie aus weiter Entfernung hergereist waren) mit Beseligung wie eine Hostie berührten, zu verzeihen, ich, ein mittelmäßiger Schüler, dem es stets an dem notwendigsten, an Geduld, gefehlt hat und der sich in seinem Jähzorn zu Ausbrüchen hinreißen ließ, die er später selbst am bittersten bereute. So kam es, daß ich, am Anfang wirklich nur aus Reue, mich dem Schielenden, einem armen, häßlichen, aber sehr klugen Sohn eines Steueradjunkten anschloß und in ihm meinen ersten Freund hatte.

Also, wenn es schon ganz und gar unmöglich war, einem Überimperator, einem Halbgott wie meinem Vater zu verzeihen, so konnte ich mir doch den Kopf zerbrechen, wie ihm eine Freude machen. Sicherlich war es ihm recht, wenn ich möglichst sparte. Er selbst ging sehr einfach gekleidet,

meinem Freunde fiel es auf, wie abgetragen und glänzend sein langschößiger altmodischer Rock war, und wie sonderbar es aussah, wenn dieser Mann in seiner dürftigen Kleidung, in seinem abgeschabten Gewand, mit seinen zu kurz gewordenen, an den Ellenbogen glänzenden Ärmeln in den Wagen stieg, der ihm gehörte. Ich hatte solche Kleinigkeiten früher nie bemerkt. Jetzt sah ich sie aber, und mein Vater, der schwerer arbeitete als ein Tagelöhner (denn er wurde auch oft nachts zu Patienten gerufen und ging dann, um die Pferde zu schonen, meist zu Fuß in entlegene Quartiere), wurde mir in meinem Herzen noch teurer.

An jedem Montag bekam ich von ihm eine neue Feder, die er aus einem Schächtelchen nahm. Im ›Gros‹ gekauft, waren sie um eine Kleinigkeit billiger. An dem Montag, der meinem Kampf mit meinem neuen Freunde Robert (oder bald Berti und zum Schluß Perikles) folgte, konnte ich ihm die Feder wieder zurückgeben. Er glaubte, daß ich meine Feder in der letzten Woche so geschont hatte, daß sie noch eine zweite Woche ihren Dienst leistete, und ich ließ ihn dabei, denn endlich hatte ich das Gefühl, er freue sich darüber. Ich täuschte mich nicht. Mein Vater fürchtete, ich hätte eine Art Verschwendungssucht von meiner Mutter geerbt, die sie wiederum von ihren Eltern übernommen hatte, und als er nun dieses erste Zeichen von Sparsamkeit an mir sah, ließ er mich am Ende der Woche kommen, holte aus einem kleinen stählernen Kästchen (in das er, ohne es richtig zu öffnen, nur mit zwei Fingern hineinlangte, so daß ich den Inhalt doch nicht sehen konnte) eine kleine Goldmünze heraus, gab sie mir und fragte mich, ob ich ein Portemonnaie hätte. Woher hätte ich eines haben sollen? ›Mutter wird dir eines geben‹, sagte er, und, ›was ich noch sagen wollte, du weißt doch, was das ist?‹ ›Zehn Kronen, ein Dukaten‹, antwortete ich schnell. ›Natürlich‹ (ein sehr häufiges Wort bei ihm und meist ironisch gebraucht), ›natürlich! Ich möchte so gern, mein Junge, daß du dich

frühzeitig an den Wert des Geldes gewöhnst. Wie immer es kommt, es wird gut für dich sein. Man besitzt nur das, was man unter keinen Umständen ausgibt. Das ist der Zweck des Geldes. Ich habe eine schwere Jugend gehabt. Ich kenne nun den Wert. Du sollst daher nur das Geld sparen, verstehst du mich? Aber es soll dir gehören, ausschließlich dir! Verstanden?« Ich sagte nichts, ich sah ihn an, natürlich verstand ich ihn. »Ich will dir jede weitere Woche Geld geben, immer zehn Kronen, ich will dir vertrauen, es ist vielleicht wichtig für dich!«

Ich nickte, heiß vor Freude. Er stand auf und schlug mir leicht auf die Schulter. Ich hatte das Geld in der Faust und die Faust schon in der Hosentasche. »Nicht verlieren!« sagte er. »Es ist für einen Jungen viel Geld.« Als ich an der Tür war, rief er mich zurück. Es war fast, als könne er sich von dem Geld nicht trennen. »Zeig ihn noch einmal her, den Dukaten!« flüsterte er, als wäre es ein Geheimnis. Ich gab ihm das kleine Goldstück. Er ließ es auf den Deckel des Stahlkästchens niederfallen. Es klang hell, sprang auf und nieder und blitzte.

»Ich wollte nur sehen, ob er echt ist. Laß dir also ein ausgedientes Portemonnaie von der Mutter geben und – merke dir, Accomodation schreibt man *immer* mit zwei c, natürlich?« Wir beide lachten uns an. Ich war sehr groß für mein Alter, ich reichte ihm bald an die Schulter.

Ich habe vergessen zu sagen, daß in dem Abschnitt des Buches über Augenheilkunde, in dem sein Name vorgekommen war, auch das mir unverständliche Wort Accomodation einigemal erschienen war; und ich, in meiner alten Ungeduld, um nur recht schnell den Namen meines Vaters hinmalen zu können, hatte es mit einem c geschrieben. Es war also alles vergeben und verziehen. Ich sprang voller Freude und innerem Jubel davon, bekam von meiner Mutter ein sehr schönes, aber nicht ganz dichtes Portemonnaie, das sie mir aber mit Nadel und Zwirn sofort

in Ordnung brachte. Auch von ihr bekam ich ein Geschenk, nicht viel, nur eine Silberkrone. Sie war zum Ausgeben bestimmt, und ich faßte sofort den Entschluß, sie zu einem Geschenk für meinen Vater zu verwenden.

Die Methode meines Vaters bewährte sich. Ohne das Goldstück wäre mir das Silberstück nur dazu geeignet erschienen, es sofort in ›Seidenbonbons‹ (eine Art winziger Kissen mit Schokoladencrèmemfüllung) oder in kleine süßsaure Gurken umzusetzen, zwei Leckerbissen, die ich damals besonders bevorzugte. Nun aber bewahrte ich das Geld schon mit einer Art Geiz auf, nachts steckte ich das Portemonnaie unter das Kopfkissen. Dann pflegte ich zu beten, wie es sich gehört, auf den Knien – meist aber oben im Bett, auf der weichen Matratze kniend, der Wand zugewendet, wo sich ein kleines schwarzes Kruzifix mit einem silbernen Christus befand. – Sich nach dem Gebet von den Knien herunterzulassen und sich in die kühlen, glatten, geschmeidigen Kissen einzuwühlen und tief aufzuatmen und sich ganz zu verlieren und fast augenblicklich einzuschlafen und sich, noch im Einschlafen, schon aus ganzem Herzen auf den nächsten Tag zu freuen.

Es muß in dieser Zeit gewesen sein, daß eines Abends einige der ›Pilgerims‹ über die ihnen wie allen Patienten verbotene Treppe, welche, mit Samtläufern belegt, zu der Privatwohnung führte, hinaufkamen und es durch ihr Lamentieren durchsetzten, von meinem Vater, freilich nur in dem Vorzimmer, empfangen zu werden. Ich hätte kein neugieriger Junge sein müssen, wenn ich nicht gelauscht hätte. Vergeblich wollte mich meine Mutter in dem Speisezimmer zurückhalten. Ich mußte aber dabei sein, auch sie wollte dabei sein und lief mir voraus, und so hörten wir, daß sie meinen Vater anflehten, und daß mein Vater ihnen, ohne jedes Zeichen von Zorn, aber auch ohne jedes Zeichen von Mitleid, auf ihr Jammern und Schreien nur das

wiederholte, was er ihnen sicher schon am Nachmittag in seinem Sprechzimmer unten gesagt hatte.

Es waren zwei junge Leute und ein alter Mann, ihr Vater. Sie kamen wie die meisten Pilgerims aus dem Osten der Monarchie, oder gar aus Ägypten, denn ihre Krankheit, an der sie alle litten, hatte etwas mit Ägypten zu tun. Einer der Söhne war von meinem Vater vor Jahren dank seiner berühmten Geschicklichkeit und unerhörten Geduld geheilt worden, und nun hatte der Sohn seinen fast oder ganz blinden Vater nach unserer Stadt gebracht, und alle drei flehten sie meinen Vater an, wenigstens den Blinden unentgeltlich in seine Privatbehandlung zu nehmen. ›Es ist mir natürlich unmöglich‹, sagte mein Vater. Die drei Pilger versprachen, von dem ›Herren aller Herren‹ reichen Segen für meinen Vater herabzuflehen, aber mein Vater wollte solche Dinge gar nicht anhören, über seine Lippen zog sich jenes spöttische Lächeln, das er mir unlängst gezeigt hatte, als er mich beim Schreiben auf herausgerissenen Heftseiten ertappt hatte. ›Nein‹, sagte mein Vater, ›nichts vom Herren aller Heerscharen. Sie dürfen mir nicht gratis in meine Ordination.‹ ›Aber wir wollen ja gerne bezahlen, wir werden nicht nur zehn Kronen zahlen, wir werden zwanzig Kronen zahlen, aber erst später‹, und einer der Söhne fügte hinzu: ›so Gott will.‹ Mein Vater wurde zornig, er mochte solche Reden von ›so Gott will‹ nicht hören. Er mochte sie nicht einmal bei meiner Mutter, und ich wußte, daß wegen der Anbringung eines Kruzifixes im Schlafzimmer meiner Eltern einmal ein leise geführter, aber gereizter Wortwechsel zwischen meinem Vater und meiner Mutter stattgefunden hatte, und daß ihr Kruzifix in mein Zimmer gewandert war, daß aber dafür meine Mutter einen kleinen Hausaltar, fast möchte man sagen einen Salonaltar auf ihrem Nachtkästchen aufgestellt hatte.

So machte es die Sache der Pilger nicht besser, daß meine Mutter jetzt hinzutrat, die Leute zum Verlassen der Wohnung

aufforderte und ihnen, vielleicht nur um sie loszuwerden, sagte: ›Gehen Sie erst einmal, der Herr Dozent wird schon Rücksicht auf Sie nehmen, gehen Sie nur erst!‹ Aber die Leute waren nicht fortzubringen, sie klammerten sich an den Rock meines Vaters, an dem sie, da der Stoff ziemlich brüchig war, nicht gar zu heftig zerren durften. Der Alte mit seinem reichen weißgrauen Barte und den weißgrauen, aber von einem blutigroten, tränenden Rande umgebenen Augen küßte sogar das Futter des Rockes, der ältere Sohn wiederholte seinen Dank für die Heilung und beteuerte, daß sogleich nach Gott für ihn der Herr Professor käme, daß der Herr Professor (er gab meinem Vater einen Titel, der ihm noch nicht gebührte) an ihm ein Wunder getan hätte.

Währenddessen hielt sich der jüngere Sohn, mit einer Art Stolz etwas abseits von den demütigen Ausbrüchen seiner Familie und sagte: ›Aber wenn *ich* mich Ihnen verbürge, Herr Dozent? Und wenn ich Ihnen meine Uhr als Pfand dalasse, Herr Dozent? Ich bin Kaufmann, protokollierter Kaufmann in der Gemeinde ...‹ Hier folgte ein unbekannter Ortsname mit vielen Konsonanten. ›Nein, es ist unmöglich‹, antwortete mein Vater in dem gleichen, ruhigen Tone. ›Und warum?‹ ›Weil ich genau so meine Preise habe und haben muß wie Sie. Wenn ich umsonst ordiniere, ist es das gleiche, wie wenn Sie Ihre Ware den Bauern wegschenken. Für mittellose Patienten ist die Poliklinik da.‹ ›Die Poliklinik?‹ fragte der ältere Bruder, der sich nicht beruhigt hatte. ›Dort lernen die Assistenten operieren, und die Studenten untersuchen zehnmal nacheinander und waschen sich die Hände niemals, und der Herr Hofrat macht Experimente und probiert die gefährlichen Medikamente aus.‹

›So‹, fragte mein Vater scharf, ›wissen Sie das genau? Sind *das* Ihre Erfahrungen, die Sie in meiner Poliklinik gemacht haben?‹ ›Erbarmen, o Gott!‹ sagte der Mann, der merkte, welchen Fehler er gemacht hatte, ›habe ich nicht Gottes Segen auf Ihre wunderbaren Hände herabgewünscht?‹, und

er bemächtigte sich der Hand meines Vaters, um sie zu küssen, ›knie nieder vor dem Wundertäter!‹ rief er seinem Vater zu, aus dessen armen Augen jetzt Tränen kamen, die auf den Bart niederflossen, ›er wird Erbarmen haben mit dir! Drei Nächte sind wir gefahren und zwei Tage, bis wir zu Ihnen gekommen sind. Wir haben nicht einmal das Geld zur Rückreise.‹

›Nun sehen Sie‹, sagte mein Vater, ›jetzt sagen Sie die Wahrheit. Sie haben nicht das Geld zur Rückreise, mit welchem Recht verlangen Sie also meine Behandlung? Es ist traurig‹, sagte mein Vater. – (Und ich kann nicht sagen, wie dieses Wort, das erste weiche Wort im Munde meines Vaters an diesem Abend, mir in meinem Herzen wohltat! Und wie ich sogar daran dachte, ›mein‹ Geld, das damals schon einige Höhe erreicht hatte, dem jüngeren Bruder zu leihen. Denn er war es, der mein Mitgefühl erregte, mehr als der geheilte Kranke und der ungeheilte alte Mann.) – Aber mein Vater sprach weiter, und zwar in so eisigem Ton, daß die drei Menschen wie bezaubert oder gelähmt ihm lauschen und gehorchen mußten –, ›es ist traurig, aber daran werden wir nichts ändern. Wenn ich eine Ausnahme mache, und zwar nur eine einzige, werden morgen zehn Ihrer Landsleute in meiner Privatordination sein: in einem Monat, wenn es sich in Galizien herumgesprochen hat, dreihundert, und ich werde mich Eurer nicht erwehren können. Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen, ich weiß alles sehr gut, und ich verstehe Sie durchaus. Mag sein‹, sagte er und ging dem jüngeren Sohn nach und faßte mit zwei Fingern (so wie er die Dukaten aus dem Kästchen herausgelangt hatte) den Zipfel seines schwarzen Kaftans, ›ich erkenne es gern an, daß Ihr es sehr geschickt angefangen habt. Ihr wißt sehr gut, daß mein Diener Lukas heute Ausgang hat, und ich möchte sogar wissen, ob er Euch nicht zu diesem Nachtbesuch hier geraten hat. Übrigens, das will ich Ihnen sagen‹, und jetzt hatte der jüngere Sohn haltgemacht und

hatte ihm sein blasses, fanatisches Gesicht stumm zugewandt, ›es ist bei Ihnen ein leichter Fall, den jeder Dorfarzt kuriert, aber bei Ihrem Herrn Vater ist nichts mehr zu erwarten. Seien Sie froh, daß Sie kein Geld haben. Hätten Sie welches, würde mancher Arzt Ihren Vater noch viel plagen. Zu nützen ist da nichts. Hüten Sie Ihre Umgebung vor Ansteckung, das wäre alles. – Als ob man ihnen allen helfen könnte!‹ schloß er, und als meine Mutter ihm etwas zuflüsterte, sagte er: ›Als ob man ihnen allen helfen müßte.‹ Die drei Gäste stolperten die Treppe hinab, die dürftig beleuchtet war ...

3

Kaum waren diese ungeladenen Gäste verschwunden, als mein Vater bemerkte, daß ich gelauscht hatte. Er zeigte seine sehr weißen Zähne, die untere Zahnreihe ›kämmt‹ die Lippe und den Bart, und einen Augenblick lang konnte man glauben, daß sich sein Gesicht verzerre – aber er hatte sich sofort in der Gewalt, er lächelte genau wie immer, und es waren beide Zahnreihen, die unter seinem schönen dunkelblonden Schnurrbarte erschienen. ›Natürlich!‹ sagte er zu mir in dem spöttischen, kameradschaftlichen Tone, mit dem er mich immer und daher auch jetzt gewann.

Meine Mutter zeigte ein mißmutiges Gesicht, und es wurde noch finsterer, als mein Vater sich zu ihr, die viel kleiner war als er, niederbeugte und ihr galant eine Haarsträhne aus der Stirn streichend, zuflüsterte: ›Glaubst du denn, *mir* macht das Freude?‹ Meine Mutter, weit davon entfernt, sich begütigen zu lassen, ließ mit Eigensinn die Strähne absichtlich wieder in das Gesicht fallen und zog mich an der Schulter in das Speisezimmer zurück. Meine Eltern unterhielten sich jetzt halblaut, ohne weiter zu essen, in französischer Sprache, die ich damals noch nicht verstand.

Nach kurzer Zeit schien der Zwischenfall vergessen. Aber als wir wieder in das Vorzimmer kamen, von dem die Türen in unsere Schlafzimmer abgingen, bemerkte mein Vater sehr

deutliche Schmutzspuren auf dem dicken Teppich. Offenbar hatten die drei Pilger den Schmutz von der Straße hineingeschleppt. Meine Mutter zog die Stirn kraus, sagte dem Mädchen, sie möchte sofort die Stellen reinigen, dann führte sie mich in mein Kinderzimmer, half mir, wie während meiner ersten Kinderjahre, beim Ausziehen. Und als sie sogar die etwas verwickelt geknüpften Schnürsenkel meiner Schuhe auflöste, vor mir auf dem Bettvorleger kniend, sah ich sie mit Tränen kämpfen. Aber sie beherrschte sich fast ebensogut wie mein Vater, und wäre ich nicht ein einziges Kind mit all der scharfen, mißtrauischen Beobachtungsgabe gegenüber den Großen gewesen, welches die ›einzigsten‹ Kinder bei aller ihrer Liebe zu den Eltern niemals ganz verläßt, so hätte ich das Zucken um die Mundwinkel und den hastigen Lidschlag über ihren dunklen Augen kaum gemerkt. Nun tat sie noch ein weiteres, sie löschte das Licht aus, zog mir mein Taghemd aus, das Nachthemd an, und ich empfand mit einem fröstelnden und doch zauberhaften Schauer die Berührung ihrer weichen, kalten Hand und das kitzelnde Kratzen ihrer Ringe, als sie mir den Halsknopf an meinem Nachthemd zu schließen versuchte. Sie tat dies aber so ungeduldig, daß der Knopf abriß.

Das Fenster war offen wie jeden Abend. Es wehte kühl von außen in das Kinderzimmer hinein, und die Bäume rauschten. Sie zog aus dem bauschigen, schneeweiß schimmernden Jabot ihrer Bluse eine kleine goldene Nadel (ich kannte sie gut, sie stellte eine Schlange vor, die sich um einen Stab ringelte) und verschloß mir mit dieser Nadel den Kragen meines Nachthemdes, der sich mir jetzt kühl, eng und zärtlich um den Hals legte, als wäre es die Hand meiner Mutter. Dann beteten wir zusammen ein Vaterunser und ein besonderes Abendgebet und den Mariensegen. Zum Schluß schloß ich meinen Vater und meine Mutter in das Gebet ein und alle, die des Trostes und der Hilfe bedürfen. Ich dachte plötzlich an die Pilgerim. ›Ich hätte vielleicht auch für den

armen Blinden beten sollen?« fragte ich meine Mutter. Sie antwortete nicht sogleich. Wahrscheinlich war es ihr nicht recht, daß ich nach den Gebeten noch sprach, denn es erschien ihr als sicher, daß die Wirkung dieser Gebete durch nachfolgende Gespräche abgeschwächt würde. Während sie schwieg, immer noch neben mir in ihrem duftenden Taftkleide auf dem Bettvorleger kniend und mit ihrer Hand das Jabot zurückhaltend, das auseinanderwich, weil die Nadel fehlte, kam mir plötzlich mein neuer Freund in die Erinnerung.

Ich hatte nie vorher einen Blinden aus der Nähe gesehen, der alte Pilger war der erste. Jetzt erinnerte ich mich daran, daß ich meinem besten Freund gedroht hatte, ihn blind zu machen! Ich wartete die Antwort meiner Mutter nicht ab, und mich zu ihr beugend, flüsterte ich ihr ins Ohr, wobei mich ihre Stirnlöckchen kitzelnd streiften: »Mama, kannst du nicht Papa bitten, daß er etwas erfindet, das sie *alle* wieder sehend macht? Gott ist doch gerecht, nicht wahr?« »Wie kommst du darauf?« fragte sie. »Stehe auf, sprich nicht mehr und schlaf ein! Von Gott sagt man nicht, er ist gerecht, sondern er ist allgütig, allgnädig und allmächtig.« »Und die Pilger?« fragte ich und sah die aufgeworfenen, blutigroten, dicke Tränen vergießenden Augen des alten Pilgers vor mir. »Pilger?« sagte meine Mutter, stand auf und schüttelte sich, so daß die Falten ihres Taftkleides wieder glatt wurden, »solche Worte mußt du nicht lernen. Pfui! Alles lernt er von ihm!« Und sie wandte sich zur Tür. Ich sprang aus dem Bett, das ich eben erst bestiegen hatte, und lief ihr nach. »Mama, Mama!« rief ich unter Schluchzen. »Mir scheint gar, er weint«, sagte sie, schnell wieder versöhnt, »nun, da hast du!« Sie kramte etwas aus ihrer kleinen Tasche heraus, die sich an ihrem Rocke befand, dann schlug sie mir mit ihrer rechten Hand klatschend auf mein Hinterteil, und mit der anderen Hand steckte sie mir ein Bonbon in den Mund, das unbeschreiblich schmeckte, obwohl es etwas vom

Geschmack meiner Tränen angenommen hatte. ›Und warum haben sie alle drei Käppchen getragen?‹ fragte ich, denn es war mir bei den Pilgern aufgefallen, daß sie auf ihren Haaren wie angeklebt kleine runde Samtkäppchen gehabt hatten. Meine Mutter hörte gar nicht recht hin. Dadurch, daß sie mir, wie sie oft sagte, ein kleines Pflästerchen auf eine große Wunde gelegt hatte (das Bonbon), glaubte sie, daß alles wieder gut sei, während in Wirklichkeit diese Begegnung mit den Pilgerim mich noch viele Tage und Nächte bis in den Traum hinein verfolgte. ›Was gehen dich ihre Käppchen an! Jetzt marsch ins Bett, es ist höchste Zeit‹, sagte sie, faßte mich an der Hand und führte mich zu meinem Bett zurück.

Die Steppdecke lag auf der Erde, mit solcher Ungeduld war ich aus dem Bett herausgesprungen. ›Es sieht hier schön aus‹, sagte meine Mutter mit liebem Tadel. Aber sie kümmerte sich nicht um die Decke. Es war plötzlich etwas heller geworden, und zwar war es der Widerschein aus den Räumen im unteren Stockwerk, wo mein Vater offenbar das Licht angezündet hatte. Meine Mutter schüttelte kurz den Kopf, fast ganz so, wie mein Freund ihn vor einigen Tagen geschüttelt hatte, es mußte sie überrascht haben, daß mein Vater so schnell in sein Arbeitszimmer hinabgegangen war.

Sie setzte sich nochmals an mein Bett und überlegte. Auch ich sprach nichts.

Ich war sehr müde, und die Augen fielen mir zu. Trotzdem hatte ich nicht mehr das Gefühl der großen Ruhe und großen Seligkeit und auch nicht die Vorfreude auf den nächsten Tag, als ich jetzt in meinem Bett lag und meine Mutter mir die Steppdecke immer höher an meinem Hals hinaufzog und dann, aber ganz abwesend, meine Haare mit ihren langen kühlen Fingern zu kämmen begann, ich weiß nicht, ob aus Ordnungsliebe oder aus Zärtlichkeit ... Alles das kann nur wenige Minuten gedauert haben, denn von draußen, aus dem Vorzimmer, kam ohne Unterbrechung das

monotone Streichen des Besens über den Teppich des Fußbodens, den die Pilger beschmutzt hatten.

Ich kam im Einschlafen auf ganz unsinnige Gedanken, vielleicht war das Blindwerden eine gerechte Strafe für den, den es betroffen hatte, und der Zorn meines Vaters (>als ob man ihnen allen helfen müßte!<) war nur ein Zeichen dafür, daß der Blindgewordene sich etwas zuschulden hatte kommen lassen, daß also sein Unglück nicht unverdient war, und vielleicht stand es auch im Zusammenhang mit dem Schmutz, den sie in unser Haus hineingetragen hatten! Zu allem anderen hatte ich vergessen, das Portemonnaie unter mein Kopfkissen zu stecken. Nun war es zu spät.

Ich war eingeschlafen. Fast will es mir scheinen, daß mitten in der Nacht meine Eltern mit einem Licht an meinem Bette erschienen seien, und daß mir da der Gedanke einleuchtete, wir seien drei, nämlich Vater, ich und Mutter, gegen die anderen drei, den Blinden und seine zwei Söhne. Vielleicht ist dies aber nur ein Traumgespinnst, denn ich träumte sehr lebhaft und wahrheitsgetreu.

Es war eine seltene Ausnahme, daß meine Mutter mich abends in das Kinderzimmer begleitete. Aber sie hatte, vielleicht als Ersatz dafür, mir ein kleines, mit Säumen versehenes, ziemlich fest gestopftes Kissen zum Geschenk gemacht, eines von der Art, die man damals Capricepölster nannte. Ich habe es viele Jahre lang behalten, und ich glaube sogar, daß ich es mit in den Tornister gepackt habe, als ich viele Jahre später ins Feld abging. Es muß sehr lange Zeit das Parfüm behalten haben, das meine Mutter gebrauchte, und so war ich immer nachts von ihr umgeben.

Um diese Zeit, wenn nicht schon früher, erwachten sehr starke sinnliche Leidenschaften in mir, aber vielleicht war es gerade diese *schauerliche* Stärke, die mich schützte, meine Begierden waren so glühend und zugleich so fremd, daß ich mir nicht vorstellen konnte, daß irgendein irdischer Mensch

- ein Mädchen - und am wenigsten ich selbst sie hätte befriedigen können. Meine Kameraden haben mich natürlich über alles belehrt, aber ich begriff in meiner Einfalt nicht einmal, daß das ›Schweinische‹, wie sie es nannten und worauf sie doch stolz waren, mit meinen Verwirrungen etwas gemein haben sollte, wie ich sie in den Nächten empfand, wenn ich auf dem parfümgetränkten Capricepölsterchen meiner Mutter schlief oder wachte. Denn jetzt kam es vor, nicht oft, aber doch manchesmal, und sogar meist dann, wenn ich am nächsten Tag eine wichtige Schularbeit zu liefern hatte und alle Kräfte brauchte, daß ich vor lauter Ungeduld nicht einschlafen konnte.

Aber wenn nichts half, so stieg ich aus dem Bett und legte mein Taschentuch ausgebreitet auf den Boden unter dem Fenster, auf das Taschentuch kam das kleine gesäumte Kissen, und ich streckte mich der ganzen Länge nach auf dem eisigen Fußboden aus. Meist schlief ich dann sogar noch früher ein, bevor ich mich, um mich selbst gerollt und die Hände um die Knie geschlungen, einigermaßen an diese Lage gewöhnt hatte.

Meinem Vater erzählte ich nichts davon. Abgesehen davon, daß ich ihn nur immer auf kurze Zeit sah, empfand ich heiße Scham vor ihm, viel eher hätte ich meiner Mutter meine Nöte gestanden, aber ihr brauchte ich nicht viel zu sagen, sie schien sofort verstanden zu haben und speiste mich lachend mit irgendeiner Winzigkeit ab. Wenn ich über etwas klagte - und selbst die glücklichste Kindheit hat von Zeit zu Zeit etwas zu klagen -, schenkte sie mir etwas meist für mich ganz Wertloses, zum Beispiel einen Fingerhut aus vergoldetem Silber, den sie noch warm vom Finger zog, aber - ich war getröstet. Meine Kümmernisse bezogen sich auf die Schule, auch auf die Schule, meine Leistungen mußten wohl stark nachgelassen haben, denn am Ende fast jedes Monats kamen in blauen Kuverts die Berichte der allmonatlichen Professorenkonferenz, die sich zum Teil in

›Mahnungen‹, zum Teil leider auch in ›Tadel‹ ausdrückten und die mein Vater unterschreiben sollte.

Aber meine Mutter fing auf mein Bitten und Drängen diese Briefe auf, und ich bewog sie dazu, die Unterschrift meines Vaters, die wie die meisten Ärzteunterschriften ziemlich unleserlich war, nachzuahmen, so gut es ging.

Dabei fiel es mir schwer aufs Herz, daß mein Vater um diese Zeit zärtlicher als je war. Es war nämlich nicht die Zärtlichkeit, wie man sie einem schwachen, irrenden, mit vielen Schwächen behafteten Jungen erweist, der sich in seinem Jähzorn ab und zu furchtbar fortreißen ließ und der in seiner Ungeduld keine Schulaufgabe richtig zu Ende führen konnte, sondern es war mehr eine Kameradschaft wie zwischen Gleichgestellten, und wenn er mir am Ende jeder Woche meinen Dukaten gab, empfand ich es als Zeichen seines besonderen Vertrauens, daß er sich niemals davon überzeigte, ob die früheren Dukaten noch vollzählig waren. Aber wie hätte ich sie ausgeben sollen? Ich trennte mich von meinen Geldern nie. Daß ich diesen Schatz trotz allen Versuchungen noch niemals angegriffen hatte, war meine stärkste Stütze, ich rechnete darauf für den schrecklichen Fall, daß ich bei der Zeugnisverteilung im Februar ungenügende Noten erhalten würde, es stellte eine Art Gleichgewicht her. -

Den Gedanken, meinem Vater ein Geschenk zu machen, hatte ich nicht aufgegeben. Ich sah, daß er seine Krawatten gewendet trug, so daß man bei scharfem Hinsehen die Längsnaht sehen konnte. Aber für diesen Zweck sparte ich die Silberkronen zusammen, die ich von meiner Mutter ziemlich unregelmäßig erhielt. Ich hatte deren schon zehn oder elf.

In diesem Winter fiel es eines Spätnachmittags meinem Vater ein, mich aufzufordern, mit ihm zu einem Kranken zu fahren, der in einer geschlossenen Anstalt für Geisteskranke

in einem Dorf vor unserer Stadt lag. Mein Vater machte solche Besuche, die viel Zeit kosteten und nicht genug trugen, nicht sehr gern. Diesmal mußte er es aber tun, denn sein Chef, der Hofrat, von dem einer der »Pilgerim« gesprochen hatte, hatte ihm diesen Besuch ans Herz gelegt. Mein Vater weihte mich nicht in die Einzelheiten ein. Ich glaube aber, daß es sich um einen Nervenkranken gehandelt hat, der an beginnendem und (damals) unheilbarem Sehnervenschwund litt und vielleicht schon blind geworden war.

4

Da sich meine Lage in der Schule verschlechtert hatte und der letzte, in bläulichem Papier kuvertierte Konferenzbrief zwei Tadel und ebensoviel Mahnungen enthalten hatte, hoffte ich, meinen Vater schon während unserer Fahrt im Wagen darauf vorbereiten zu können. Ich mußte ziemlich lange warten, bevor er mich von unten zu sich rief, und selbst dann – es war nach sechs Uhr – erschienen neue Patienten, er bat mich zu warten und dem Kutscher zu sagen, er möge die Pferde gut in die Kotzen einwickeln, denn es war kalt, und seit dem Spätnachmittag hatte es zu schneien begonnen.

Die Laternen des Wagens waren angezündet, was meinem Vater nicht recht war, wozu das teure Öl verschwenden? Stumm löschte der Kutscher auf meine Bitte die Lampen aus, die Dochte zwischen seinen derben Fingern ausdrückend. Dann setzte er sich wieder auf den Bock. Die Decken hatten die Pferde bereits umgehabt, und jetzt legte sich langsam eine Schicht Schnee auf den braunen haarigen Stoff. Aber bald begann der Schnee über den warmen Leibern der Tiere zu schmelzen, er tröpfelte sachte an der Seite nieder, der Kutscher stieg, vor Kälte in die Hände klatschend und sich die Brust und die Schenkel schlagend, hinab, um mit dem Peitschenstiel den Schnee von den Rücken abzufegen. Plötzlich öffnete ein Pferd zu meinem

großen Erstaunen das Maul, zeigte seine aus dem blassen Zahnfleisch herausragenden gelben, langen Zähne und begann laut zu wiehern, wobei das andere Pferd einstimmte.

Ich kehrte ungeduldig in das Wartezimmer zurück. Die letzten Patienten waren im Sprechzimmer. Es herrschte Totenstille. Die große Pendeluhr in der Ecke stand. Mein Vater fand es unnützlich, daß eine Uhr in einem unbenutzten Zimmer gehe und sich verbrauche. Endlich hörte ich murmeln, etwas Helles klirren, vielleicht das Honorar, das viele Patienten in Metallmünzen zahlten, und an der Schwelle erschienen die Kranken und nach ihnen, mit etwas blassem, müdem Gesicht und unbewegten Zügen, mein Vater. Er verbeugte sich leicht in seinem schneeweißen Mantel, der kein Fleckchen aufwies, obwohl er vom Anfang der Woche stammte.

Er kehrte noch einmal in das Sprechzimmer zurück, setzte sich an den Schreibtisch, nachdem er die kleine Lampe ausgelöscht hatte, die er für seine Untersuchungen brauchte. Das mußte eben das Spiegeln sein, wovon ich munkeln gehört hatte, ohne mir etwas darunter vorstellen zu können. Denn spiegeln bedeutet doch, sich selbst im Spiegel sehen, und was konnte dies den Kranken nützen?

Mein Vater schrieb. Ich sah ihm genau auf die Finger. Hatte meine Mutter seine Schrift gut genug nachgeahmt? Manchmal blickte er auf, sah mich an, aber er sah mich nicht, sondern es war nur, weil er sich einer Einzelheit entsinnen wollte.

Es war so still, daß ich seine Taschenuhr ticken hörte. Ich blickte ihn an, dann die Bücherschränke, aus denen ich die Bücher entliehen hatte. Die Bücherschränke waren nie verschlossen, wohl aber die Instrumentenschränke und der Medikamentenkasten und die schweren Brillenkästen, die klirrten, wenn ich sie aufhob. War es Absicht? Sah er in mir damals den künftigen Arzt, der alles lesen durfte? Ich weiß

es nicht. Plötzlich hörten wir die Pferde noch einmal wiehern. ›Ach, wir müssen ja gehen‹, murmelte er, ohne von seinem Blatt aufzusehen, ›es hilft nichts, wir müssen schleunigst fort. Du hast doch dem Kutscher alles ausgerichtet?‹

Er kam mit mir in das Vorzimmer, wo sonst die Kranken ihre Kleider ablegten. Ohne daß man ihn hatte kommen hören, stand der alte dicke große, nach Kirschwasser riechende Diener Lukas mit dem Mantel meines Vaters da und legte ihn ihm um, stellte sogar den Kragen hoch. Er öffnete vor uns die Tür. Der Kutscher hatte schon die etwas zu schweren Decken abgenommen, die Rücken der Pferde glänzten wie aus Erz gegossen und dampften mächtig. Auch die Laternen waren angezündet, und wenn die jetzt spärlich fallenden Schneeflocken in ihren Kreis kamen, schimmerten sie auf. Wir setzten uns in dem wie alle geschlossenen Kutschen muffig riechenden Wagen zurecht, und die Fahrt ging leise los auf dem hohen Schnee. Jetzt wäre der Augenblick dagewesen, meinem Vater von den Nöten in der Schule zu erzählen. Aber ich wartete, daß er mit mir zu sprechen beginne. Hatte er doch eigens gewünscht, daß ich mitkäme, vielleicht hatte *er* mir etwas zu sagen? Ich konnte ihn immer ansprechen, er hatte mir nie geradezu verboten, ihn anzureden.

Wir fuhren durch die Straßen, die ich jetzt unter den Laternenreihen nicht wiedererkannte. Nach einiger Zeit hatten wir die Stadt verlassen. Der Kutscher hob von Zeit zu Zeit die Peitsche und setzte sich stramm auf dem knarrenden Bock zurecht. Mein Vater klopfte an die Scheibe: ›Treiben Sie mir die Pferde nicht!‹ Dann wandte er sich zu mir: ›Hast du es warm?‹ *Wie* hatte ich es doch warm! Mein Herz ging mir auf, und ich begann: ›Ich möchte dir etwas sagen, Papa.‹ Er schrak auf. Er war mit seinen Gedanken ganz anderswo gewesen. ›Was? Wie?‹ ›Ich möchte dir etwas sagen!‹ flüsterte ich aus meiner Ecke

heraus. ›Was?‹ wiederholte er mit seiner hohen Stimme und sah mich mit den hellen, grünlich blauen Augen an. Ich schwieg. Ich wagte es nicht.

Wir sahen in der Ferne Lichter blinken. Der Schnee hatte zu fallen aufgehört. Es war ganz windstill geworden. Der Mond trat plötzlich aus den Wolken. Wir kamen durch ein Dorf. Auf den Straßen war niemand. Um die Häuser bewegten sich Laternen, und in den Ställen hörte man die Kühe muhen. Vor einer verfallenen Behausung stand ein abgemagertes Pferd mit gesenktem Kopf und rieb die Mähne an den Balken, langsam mit dem dünnen Schweif schlagend. Es kamen freie Felder, Hügel und Hänge. Hier war es heller als in der Stadt. ›Nun?‹ fragte er nochmals.

Hätte ich doch gesprochen! An diesem Abend hat sich vieles entschieden.

›Recht so!‹ sagte er abschließend. ›Bravo! Wenn du reden *willst*, so schweig!‹ Ich verstand ihn. Er meinte, wenn ich noch die Wahl hätte, zu reden oder zu schweigen, so sei das Schweigen immer vorzuziehen.

Der Kutscher verfolgte mit großer Sicherheit den Weg. Wenn es aufwärts ging, ließ er die Pferde langsamer traben, wenn es stärker abwärts ging – ich entsinne mich noch einer Reihe riesiger Pappeln, die schwarz, mit knorrigen Zweigen einen abwärts gehenden und nach einer kleinen, hallenden Brücke schnurstracks aufsteigenden Weg umsäumten –, ließ er den Pferden ihren Willen, zu laufen, sie nur ab und zu mit einem langgezogenen Zischen zurückhaltend, während er die Zügel um seine Fäuste wickelte.

Jetzt kamen wir an eine lange, sehr hohe Mauer, deren Rand mit halb verschneiten Glasstückchen eingefast war. Mein Vater setzte sich zurecht, er faßte in seine Brusttasche, wo er ein kleines Futteral untergebracht hatte. Er war sicherlich schon oft hiergewesen. Vielleicht kam er auch

morgen mit mir wieder her? Der Sonntag war doch frei für mich, und ich konnte ganz leicht mitkommen.

Vor der Pfortnerwohnung machte der Kutscher halt, stieg behende ab und wollte schellen. Aber man hatte schon mit seinem Kommen gerechnet, man öffnete das Tor, und der Kutscher, der nicht wieder auf den Bock gestiegen war, führte die Pferde langsam in eine Art Hof. Die Pferde atmeten stark, sie stießen weiße Dampfstrahlen fast waagrecht aus ihren Nüstern, deren Haare bereift waren und silbrig glitzerten.

Mein Vater, mit einem Sprung auf dem sauber gefegten Boden, sagte zu mir: ›Du wartest wohl am liebsten hier?‹ Ich wagte nicht zu widersprechen. Wie leidenschaftlich gerne wäre ich an seiner Hand mit in das Innere der geschlossenen Anstalt gekommen! Ich hatte nie einen Wahnsinnigen gesehen. Es war für mich das schauerlichste Geheimnis und zugleich etwas Magnetisches, etwas Entsetzliches und zugleich etwas Entzückendes, etwas in der Art von meinen sinnlichen Empfindungen. Aber meinem Vater widersprechen? Ich lächelte gezwungen. Aber er bemerkte es nicht. Den Kragen höher schlagend, war er durch das Pfortnerhaus gegangen, und ich sah seine hohe breitschultrige Gestalt sofort jenseits auf dem Schneegelände wieder auftauchen.

An das Pfortnerhaus schloß sich nämlich noch eine Umzäunung zu beiden Seiten an, es war keine Steinmauer wie die erste, sondern nur ein hohes Gitter mit ziemlich dicht nebeneinanderstehenden Stäben. Hinter diesem Gitter breitete sich ein weiter Park mit breiten Flächen und hohen alten Bäumen aus, meist Nadelpflanzen, die schneeweiß im Mondlicht dastanden und violette Schatten warfen, dann sah man einzelne Villen, alle ungefähr hundert Schritte voneinander entfernt - und alles totenstill. Ein größeres Gebäude, schneeweiß schimmernd in der stillen Nacht, hatte ein Vorhaus mit Säulen, zu denen breite Steinstufen